

MARIUS GABRIEL

Die Muse von
DIOR

ROMAN



rororo



Marius Gabriel

Die Muse von Dior

Roman

Aus dem Englischen von Anja Schünemann und Martina Tichy

Über dieses Buch

Der Stoff, aus dem die Liebe ist

Frankreich, 1944: Oona Riley, genannt Copper, ist ihrem Mann, einem amerikanischen Kriegsreporter, nach Paris gefolgt. Seit dem Ende der deutschen Besatzung herrscht in der Stadt trotz Entbehrungen und Schwarzmarkt eine vibrierende Aufbruchsstimmung. Auch Copper träumt von einem aufregenden, selbstbestimmten Leben. Sie ist es leid, nur als Sekretärin für ihren Mann zu arbeiten und dessen Untreue zu erdulden.

Als sie zufällig Christian Dior begegnet, scheint ihr Traum in Erfüllung zu gehen. Der aufstrebende Modedesigner macht sie zu seiner Muse. Durch ihn erhält Copper Zutritt zu einer schillernden Welt internationaler Künstler und Bohemiens. Endlich wagt sie sich aus dem Schatten ihres Mannes. Und erfährt, was ihr Herz wirklich berührt. Aber während Paris langsam zu neuem Glanz erwacht, droht Coppers Glück schon bald zu zerbrechen ...

Ein Roman wie ein Kleid von Dior: voller Sehnsucht, Zauber und Liebe.

Vita

Marius Gabriel wurde 1954 in Südafrika geboren und lebte schon in den unterschiedlichsten Ländern. Um sein Studium zu finanzieren, schrieb er unter weiblichem Pseudonym Liebesromane und war damit sehr erfolgreich. Heute wohnt er in London und Kairo und veröffentlicht unter seinem eigenen Namen. Zu seinen Bestsellern gehören diverse historische Romane. Für «Die Muse von Dior» erhielt er 2018 den renommierten Historical Romantic Novel of the Year Award. Marius Gabriel ist begeisterter Koch, Künstler und Musiker und hat drei erwachsene Kinder.

«Während man Gabriels Romane liest, kann einem leicht das Essen anbrennen. Ein großartiges Vergnügen!» (Cosmopolitan)

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel «The Designer» bei Lake Union Publishing, Seattle.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, September 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Copyright © 2017 by Marius Gabriel

Redaktion Katharina Rottenbacher

Covergestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg

Coverabbildung borchee, HaizhanZheny/iStock; Magdalena Russsocka/Trevillion

Images; Lightix/shutterstock

ISBN 978-3-644-40633-9

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Für Mervat

1. Kapitel

Copper war erst seit eineinhalb Jahren verheiratet und hielt sich selbst nicht für eine Beziehungsexpertin. Trotzdem meinte sie zu wissen, wann es in einer Ehe Schwierigkeiten gab. Und sie war sich ziemlich sicher, dass es in ihrer Ehe so war.

Während sie zuhörte, wie ihr Gatte den französischen Partisanen befragte, sann sie über die Ratschläge aus den Frauenzeitschriften nach, die ihr – mangels einer Mutter oder guter Freundinnen – als Quelle der Weisheit dienten. Es lag ihr fern, «zu nörgeln, zu quengeln oder zu meckern». Genauso wenig verlangte sie ständig «nach neuen Kleidern» und sah dennoch nicht «schlampig und ungepflegt» aus. Was das Auftischen von «unappetitlichen Mahlzeiten, serviert auf verdrecktem Geschirr und fleckigen Leintüchern», anging, versuchte sie es nach Kräften zu vermeiden, ungeachtet der Beschränkungen, die der Krieg Paris auferlegte.

All diese Fehler verhinderte sie – und wusste trotzdem nicht, wo ihr Mann in dieser Nacht bis zwei Uhr morgens gewesen war, von wem der Lippenstift auf dem Kragen seiner Uniform stammte und warum er sie mehr und mehr wie ein Möbelstück behandelte.

«Gibt's was zu essen?», fragte Amory, nachdem er sein Gespräch beendet hatte, und warf ihr ein vollgekritzeltes Blatt Papier hin. Als seine Sekretärin hatte Copper die Aufgabe, seine stenographierten Notizen abzutippen, damit diese über den Pressedienst in die Staaten geschickt werden konnten. Als seine Frau führte sie außerdem den Haushalt, der jederzeit verlegt werden konnte, machte es Amory gemütlich und bequem, kam seinen Wünschen nach und schirmte ihn so weit wie möglich vor den Unannehmlichkeiten des Lebens ab.

«Brot, Käse und Wein.»

Amory runzelte die Stirn. «Sonst nichts?»

«Ich frage die Vermieterin.» Die frisch befreiten Pariser beschenkten die Amerikaner mit rührender Großzügigkeit, doch da sie selbst halb verhungert waren, war die Versorgung schwierig.

Bei der Vermieterin erbeutete Copper eine halbe Dauerwurst und vier gekochte Eier. Amory und François Giroux rauchten auf dem winzigen Balkon mit Blick auf die Rue de Rivoli, die noch die Spuren des bewaffneten Aufstands der Widerstandskämpfer trug. Auf der Straße flirteten vier patroullierende amerikanische Soldaten mit ein paar jungen Französinnen, deren Gelächter bis nach oben drang.

«Wissen Sie, wie wir Ihre GIs nennen?», fragte Giroux.
«Kaugummisoldaten.»

«Das klingt nicht besonders dankbar», sagte Copper. Giroux betrachtete die Szene unter ihnen mit finsterer Miene. «Sie stolzieren durch Paris und verteilen

Schokoladenriegel. Wir sind doch keine Kinder.»

«Es ist freundlich gemeint.»

«Ich bin Franzose und Kommunist, Madame, und will mich von niemandem unterjochen lassen, weder von den Deutschen noch von den Amerikanern.»

«Ob Sie uns wohl jemals verzeihen, dass wir Sie befreit haben?», fragte Copper. Die stolzen Franzosen kamen ihr nach Jahren der Demütigung und des Elends während der Besatzung durch die Nazis vor wie Igel: außen stachlig, im Inneren empfindlich.

«Erst sah man auf unseren Straßen nichts als Feldgrau. Jetzt nur noch Oliv.»

In der vergangenen Stunde hatte Giroux sie mit – mehr oder weniger aufgeblasenen – Geschichten über die heldenhafte Rolle unterhalten, die er bei der Befreiung von Paris gespielt hatte. Jetzt spürte er offenbar, dass das Interesse seiner Gastgeber nachließ, und sagte: «Vielleicht möchten Sie ja heute Nachmittag etwas ganz Besonderes mit ansehen?»

«Inwiefern besonders?», fragte Amory.

Giroux drückte seine Camel aus. «Die Kollaborateure glauben, sie könnten sich vor uns verstecken, aber wir wissen, wo sie sind. Wir spüren die Verräter auf, einen nach dem anderen, und üben Gerechtigkeit.»

«Die *épuration sauvage*?»

«Ja, so nennen wir es: die ungezügelte Säuberung. Heute werden wir jemanden bestrafen.»

Amory spitzte die Ohren. «Das würde ich mir gern ansehen. Warten wir noch auf Fritchley-Bound. Er will bestimmt mitkommen. Wo steckt er denn?», fragte er Copper.

«Was meinst du wohl?», gab sie zurück.

Seit der Befreiung der Stadt wurde überall in großem Stil gefeiert, und George Fritchley-Bound, dessen Spitzname absolut zutreffend *The Frightful Bounder* – der wüste Rabauke – war, hatte noch nie einer Gelegenheit zum Feiern widerstehen können. Er war ein britischer Journalist, in Eton zur Schule gegangen, und hatte sich ihnen einige Wochen zuvor angeschlossen. Obwohl er ständig mehr oder weniger betrunken war, hatten sie ihn mittlerweile ins Herz geschlossen.

Bis der Tisch gedeckt war, hatte der Rabauke sich immer noch nicht blickenlassen, darum fingen sie ohne ihn an. Die Wurst war steinhart, das Brot noch härter, und der Weinstein in der Karaffe tat ein Übriges dazu, doch sie hatten alle Hunger.

«Wer ist dieser Verräter?», fragte Amory Giroux.

Der säbelte mit seinem Taschenmesser an der Wurst herum. «Jemand, der Frankreich großen Schaden zugefügt hat», erwiderte er grimmig. «Sie werden schon sehen.»

«Werden sie ihn umbringen?»

«Möglich.»

Copper zuckte zusammen. Sie hatten im Gefolge der Invasion der Alliierten schon so viel Schreckliches gesehen – eine ungeheure Woge aus Mensch und Maschine, die sich quer

durch Europa auf Berlin zu wälzte. Die Nachwirkungen ließen Paris immer noch nicht zur Ruhe kommen.

Auf Amory schienen die grauenhaft Verstümmelten und die frischen Leichen keinen Eindruck zu machen. Aber als Kriegsberichterstatter war er nun einmal gegen dergleichen abgehärtet und war – obwohl sie ihn liebte – der kälteste Mensch, den sie kannte.



Fünf Minuten später traf der Rabauke ein, wenn auch nicht aus eigenem Antrieb. Zwei GIs trugen den Sturzbetrunkenen herein.

«Netter Kerl, für einen Briten», keuchte einer der beiden. Fritchley-Bound war ziemlich massig, und bis zur Wohnung hatten sie etliche Treppen hochsteigen müssen. «Aber er weiß nicht, wann Schluss ist. Wo soll er hin?»

Copper und Amory nahmen ihnen die Last ab und verfrachteten Fritchley-Bound auf sein Bett. Aus früherer Erfahrung klug geworden, drehte Copper ihn auf die Seite und stellte einen Nachttopf in Reichweite.

Plötzlich öffnete Fritchley-Bound ein stark gerötetes Auge und starrte sie beide an. «Habe ich mich blamiert?»

«Nicht mehr als sonst», sagte Amory. «Aber du verpasst etwas. Giroux will uns zeigen, wie die Résistance an vorderster Front Gerechtigkeit übt.»

«Mist. Das wäre ein gefundenes Fressen für die Revolverblätter.» Er versuchte sich aufzusetzen und griff sich dann an die Brust. Sein maskenhaftes, ledriges Gesicht war plötzlich nicht mehr scharlachrot, sondern weiß. Sie mussten ihn festhalten, sonst wäre er zu Boden gerutscht. Er sah Copper flehentlich an. «Copper, altes Haus, geh du für mich.»

«Nein, George. Ich will nicht mit ansehen, wie jemand umgebracht wird.»

«Bitte. Tu es für mich.»

«Nein.»

«Aber damit wäre der olle George aus dem Schneider. Doppelseite. Redakteur glücklich. Karriere gerettet.» Er umklammerte ihren Arm. «Kamera ist dadrüben im Schrank. Sollten noch ein paar Bilder übrig sein.»

«Verdammt noch mal, George», sagte sie aufgebracht. «So kann es doch nicht weitergehen.»

Er wedelte mit seiner großen, schlaffen Hand – ob zum Zeichen der Zustimmung oder in Abwehr ihres Vorwurfs, ließ sich nicht sagen – und sackte zurück auf das Bett. Sein Gesicht war leichenblass.

Amory zog eine Braue hoch. «Der letzte Wunsch eines Sterbenden. Willst du ihm den verweigern?»

«Viel fehlt nicht.» Copper ging zum Kleiderschrank. «Ich lege keinen neuen Film ein. Wenn der hier voll ist, war's das.» Sie musterte die Rückseite der ramponierten Rolleiflex – paradoixerweise hielt Fritchley-Bound hartnäckig an seiner

deutschen Kamera aus Vorkriegszeiten fest. Ein halbes Dutzend Aufnahmen waren noch auf dem Film. «Verdammt!»

«Du kannst auch zu Hause bleiben, wenn dir das lieber ist», sagte Amory.

Fritchley-Bound erwachte schnaubend wieder zum Leben. «Nein, tu das nicht. Tapferes Mädchen. Alter Rabauke gerettet. Ewig dankbar.»

«Zum wievielten Mal?», fragte sie und hängte sich die Kamera über die Schulter. «Für euch bin ich nur ein Nutzvieh. Es steht mir bis hier. Na los, gehen wir.»



Wie oft war sie nun schon für Fritchley-Bound eingesprungen, weil der Alkohol ihn außer Gefecht gesetzt hatte? Wie oft hatte sie statt seiner fotografiert und sogar die dazugehörigen Beiträge geschrieben, sodass er nichts weiter tun musste, als mit zitternder Hand ein paar Bleistiftkorrekturen anzubringen und das Ganze unter seinem Namen abzusenden? Ihr Lohn bestand lediglich aus Fritchley-Bounds Dankbarkeit und dem Wissen, dass sie ihn vor dem beruflischen Ruin bewahrte. Er war eine wandelnde Zeitbombe. Eher früher als später würde sein Redakteur ihm auf die Schliche kommen, und dann gute Nacht.

Durchgerüttelt auf dem harten Sitz des Jeeps, sah sie Paris an sich vorbeiziehen. Es roch durchdringend nach Pferden und deren Hinterlassenschaften. Mangels Benzin hörte man auf den

Boulevards wieder Pferdewagen und Kutschen klappern und fühlte sich wie im neunzehnten Jahrhundert. Abgesehen davon gab es nur noch ein paar Taxis und Jeeps wie den ihrigen, in denen sich Soldaten, Journalisten und Sensationslüsterne zusammenpferchten.

Hier und da sah man Einschusslöcher an Gebäuden, und auf ihrem Weg kamen die drei an einigen ausgebrannten Lastwagen und einem zerstörten deutschen Panzer in den Tuileries vorbei; doch im Großen und Ganzen – und besonders im Vergleich zu London, wo sie sich früher im Jahr aufgehalten hatten – war Paris die reinste Farbenpracht, grün gerändert, mit goldenen Spitzen und dem stolzen Schwung des Eiffelturms, der über Bäume und Dachfirste in einen blitzblauen Himmel ragte. Überall war die Trikolore geflaggt, und auf den Straßen wimmelte es von Fahrradfahrern.

«Man sollte nicht meinen, dass hier bis vor kurzem noch Krieg geherrscht hat», sagte Copper.

«Was für ein Krieg?», fragte Amory mit ironischem Unterton. «Einzuknicken ist wesentlich leichter, als zurückzuschlagen.»

Giroux warf ihm einen giftigen Blick zu. «Und Sie, Monsieur», erkundigte er sich spitz, «darf ich fragen, warum Sie nicht mitkämpfen?»

Amory lachte, solche Bemerkungen brachten ihn nie aus der Fassung. Copper ergriff für ihn Partei. «Mein Mann ist vom Militärdienst befreit. Er hat ein schwaches Herz.»

«Ein schwaches Herz?» Giroux begutachtete den schlaksigen und groß gewachsenen Amory.

«Als Junge hatte er rheumatisches Fieber.»

Giroux' Antwort bestand in einem ungläubigen Lächeln, wie Copper es schon viele Male gesehen hatte.

In Wirklichkeit war es weniger das rheumatische Fieber in seiner Kindheit gewesen, das Amory vor der Armee bewahrt hatte, als vielmehr sein in Bankgeschäften tätiger Vater. Amory war der Spross einer wohlhabenden Familie aus Neuengland und hatte seinen Abschluss an der Eliteuniversität Cornell gemacht. Daher betrachtete er sich ganz selbstverständlich als überlegen. Copper hingegen kam aus einem anderen Stall, hatte lediglich eine Ausbildung zur Bürokrat absolviert und war entsprechend leichter aus dem Gleichgewicht zu bringen.

An einem Sommernachmittag hatte sie sich auf Long Island von ihm verführen lassen. Er war ihr erster Liebhaber und hatte sie zu ihrer gelinden Überraschung ein halbes Jahr später geheiratet.

Beide Familien konnten sich mit der Verbindung nicht anfreunden. Die Heathcotes waren entsetzt, weil Amory sich nicht für eine der jungen Debütantinnen entschieden hatte, die Jahr für Jahr schmetterlingsgleich die Ballsäle bevölkerten. Coppers Vater, ein verwitweter irischer Fabrikarbeiter, sah in Amory den nichtsnutzigen Abkömmling ebenjener Schicht, die die Arbeiterklasse unterdrückte. Und außerdem war Amory, wie einer von Coppers Brüdern es gnadenlos formuliert hatte, vermutlich ein Schweinehund, was Frauen anging.

Amory jedoch hatte seine Bewunderung für den Kampf ihrer Familie gegen die Auswüchse des Kapitalismus beteuert. Wie

viele Intellektuelle aus der Oberschicht gefiel er sich in der Vorstellung, eher links eingestellt zu sein. Vielleicht waren es also vor allem die berühmten Gegensätze gewesen, die sich anzogen. Und möglicherweise auch die Tatsache, dass Copper dem Thema körperliche Liebe sehr viel offener gegenüberstand als Mädchen aus Amorys Kreisen.

Ihr hatte es sein Äußeres angetan, das eines Filmstars würdig war. Er hatte dichtes blondes Haar und stahlblaue Augen, die fast schon ins Violette spielten – eine Farbe, die sie noch bei niemand anderem gesehen hatte. Außerdem bewegte er sich mit natürlicher Kultiviertheit und ungezwungener Vertrautheit in einer Welt, die sie nicht kannte, nach der sie aber insgeheim strebte.

Er war als Kriegsberichterstatter nach Europa entsandt worden. Und weil sie nicht allein zurückbleiben wollte, hatte er durch Beziehungen seiner Familie eine Akkreditierung für sie beide erhalten und Copper mitgenommen. Es sollte ihr großes Abenteuer werden. Seiner Meinung nach stand es jedem zu, aus dem Krieg etwas für sich herauszuschlagen. In Amorys Fall war das der Pulitzerpreis. Er schrieb an einem Roman, der etwas ganz Großes werden und gleich hinter Hemingway rangieren sollte – mit dem er unmittelbar nach der Ankunft in Paris Kontakt aufgenommen hatte. Dass Amory absolut brillant war, stand für Copper außer Frage, trotz seiner Schwächen.

Und dies war auch der Hauptgrund, warum sie nach eineinhalb Jahren Ehe immer noch an ihm festhielt, obwohl ihre Illusionen über ihn größtenteils verflogen waren –

insbesondere die Erwartung, er werde ihr treu sein. Was Frauen anging, war er tatsächlich ein Schweinehund. Ihre Brüder hatten recht gehabt.

Eines Nachts hatte er ihr – schwer betrunken – eröffnet, sein Vater betrüge seine Mutter bis heute, und seine Mutter habe «gelernt, sich damit abzufinden». Offenbar war er der Meinung, dass Copper es ihr nachtun solle.

Sie legte den Kopf in den Nacken und ließ den Wind ihr Haar zerzausen. Der langen, kupferrotgoldenen Mähne verdankte sie ihren Spitznamen. Sie wurde schon so lange Copper genannt, dass sie nun – mit sechsundzwanzig – mehr an ihn gewöhnt war als an ihren eigentlichen Namen Oona. Das Haar passte gut zu ihrem blassen Teint und ihren graugrünen Augen, die auf ihre keltische Abstammung verwiesen. Copper genoss die Brise, die an ihren Strähnen zupfte.

Manche der Frauen auf den Straßen hier waren im Vergleich zu Amerikanerinnen so viel besser gekleidet. Sie stolzierten auf Keilabsätzen daher, hatten eckige, fast schon männliche Schulterpolster und ausgefallene Hüte und bestiegen ihre Fahrräder ungemein souverän. Ihre Röcke ließen die Waden sehen. Wie brachten diese Französinnen, die unter viel stärkeren Einschränkungen zu leiden hatten als beispielsweise die Engländerinnen, es zuwege, so schick auszusehen? Da musste ein Geheimnis dahinterstecken, und mit einem Mal war Copper wild entschlossen, es herauszufinden. Zum Teufel mit «nicht nach neuen Kleidern verlangen».

Sie beugte sich vor und rief gegen den Fahrtwind: «Wo bekommt man hier was Neues zum Anziehen?»

Amory drehte den Kopf halb zu ihr um, was sein klassisches Profil vorteilhaft zur Geltung brachte. «Wie bitte?»

«Ein Kleid. Wenn ich ein Kleid aus Paris will?»

«Ich dachte immer, du wärst keine Modepuppe», sagte er verächtlich.

«Ich könnte ein paar neue Sachen aber gut gebrauchen», erwiderte Copper hartnäckig. «Ich habe die hier so satt.» Ihre gesamte Garderobe bestand aus olivgrünem Kattunzeug und hässlichen Uniformen – ein Affront gegen diese schöne Stadt, eine Zielscheibe des Spotts für die hochnäsigen Pariserinnen.

«Was meinen Sie, Giroux?», fragte Amory.

Giroux warf Copper über die Schulter hinweg einen äußerst säuerlichen Blick zu. «Frauen. Immer das Gleiche. Trotzdem: Ich weiß jemanden für Sie. Aber erst die Arbeit, Madame. Dann das Vergnügen.»



Halten Sie hier», befahl Giroux. Amory folgte seinen Anweisungen und parkte den Jeep an einer Straßenecke in Montmartre, wo ein paar junge Männer herumlungerten. Ihre schäbigen Klamotten waren zu dünn für das Wetter.

«Gehören die zur Résistance?», fragte Copper ihren Mann.

«Sieht so aus.»

Copper richtete den Sucher der Kamera auf die Männer, die sich bereitwillig in Pose stellten, die mickrigen Brustkörbe vorreckten und fröhlich pfeifend mit ihren Kappen winkten.

Plötzlich ertönte weiter unten an der Straße ein Ruf. Unter Geschrei verschwanden die Männer um die Ecke; ihre Espadrilles schlappten über das Kopfsteinpflaster. Giroux bedeutete Copper und Amory mit einer Kopfbewegung, ihnen zu folgen. «Jetzt werden Sie sehen, was Kollaborateuren blüht», sagte er.

Sie liefen dem Grüppchen nach bis zur nächsten Straße, die links und rechts von gewöhnlichen Häusern gesäumt war. Die Männer hatten ihr Opfer gestellt – eine junge Frau, die eben mit einem Kinderwagen aus einem Haus getreten war. Sie mühte sich verzweifelt, wieder hineinzugelangen, doch die Männer zerrten sie und den Kinderwagen über die Stufen hinunter.

«Das ist ja eine Frau», entfuhr es Copper. Das Handgemenge wurde heftiger. Über dem Gebrüll und Geschrei hörte Copper zu ihrem Entsetzen das Weinen des Säuglings. Amory hielt sie am Arm zurück.

«Misch dich da nicht ein.»

Die Männer rissen der Frau Mantel und Baskenmütze herunter und warfen beides in die Gosse. Aus dem Gesicht der Frau unter den blonden Locken sprach Todesangst. Copper schätzte sie auf höchstens neunzehn oder zwanzig. Jemand zerrte den Säugling aus dem Kinderwagen. Die Mutter wandte sich flehentlich an die Männer, streckte die Arme nach dem Kind aus, doch einer von ihnen schlug sie auf den Mund, und

sie sackte zusammen. Sie zerrten sie wieder auf die Beine und rissen ihr Stück für Stück die Kleider vom Leib.

Copper hatte einen Kloß im Hals. «Was hat sie getan?», fragte sie.

«Sie war die Geliebte eines Gestapo-Angehörigen», sagte Giroux, der schon wieder eine Zigarette im Mund hatte und die Augen gegen den Rauch zusammenkniff. An den Tätilichkeiten beteiligte er sich nicht. «Das Kind ist von ihm.»

«Was haben sie mit ihr vor?»

«Sehen Sie bloß, wie dick sie ist, die Sau», sagte Giroux verbittert. «Hat sich mit Butter vollgestopft, während wir kurz vorm Verhungern waren.» Die Frau war mittlerweile fast nackt; sie hielt die Arme vor den Brüsten verschränkt und hatte den Kopf gesenkt. Die blonden Locken fielen ihr ins Gesicht. Auf ihrer blassen, weichen Haut zeichneten sich die ersten roten Handabdrücke ab.

Die Straße, die zu Beginn der Attacke nahezu menschenleer gewesen war, bevölkerte sich plötzlich. Zahlreiche Bewohner kamen aus ihren Häusern und schlossen sich dem Mob an, andere brüllten etwas aus dem Fenster. Der Hass durchlief die Menge wie ein heißer Wind. Ein Mann hielt den schreienden Säugling hoch, als wolle er ihn auf das Kopfsteinpflaster schmettern. Die Mutter versuchte verzweifelt, zu ihrem Kind zu gelangen, wurde jedoch von einem Mann zum anderen gestoßen. Die Kerle schlugen sie oder zogen sie an den Haaren. Ihre Nase und ihr Mund waren blutverschmiert.

Plötzlich wurde das Geschrei nahezu ohrenbetäubend. Irgendjemand kam mit einem alten Küchenstuhl und einer Schlinge.

«O nein», schrie Copper. Mit einem Ruck befreite sie sich von Amorys Griff und lief los.

«Copper, komm zurück!», rief er.

Wie ein Läufer beim Football kämpfte Copper sich die paar Meter durch die Menge bis zu der schreienden Frau. Sie legte den Arm um sie und wollte sie abschirmen, wurde jedoch von Dutzenden Händen daran gehindert. Man riss sie vom Opfer weg und warf sie unsanft zu Boden.

«Bist du verrückt?», fragte Amory, der ihr gefolgt war, und half ihr hoch. «Die hätten dich umbringen können.»

«Sie wollen sie lynchen. Tu doch irgendwas!»

«Da kann man nichts tun.»

Atemlos wandte Copper sich Giroux zu. «Halten Sie sie auf!»

Er zog an seinem Zigarettenstummel. «Sie sind tapfer, aber töricht, Madame.»

Der Mob schleifte die weinende Frau zu einem Laternenmast. Ein letztes Mal streckte sie verzweifelt die Arme nach ihrem Kind aus. Copper konnte den Blick nicht abwenden, konnte ihre Augen nicht davor verschließen.

Sie zwangen die tränenüberströmte Frau auf den Küchenstuhl und legten ihr die Schlinge um den Hals. Nun wurde ein kleiner alter Mann durch die Menge zu ihr geführt. Er trug eine weiße Schürze und hatte eine Küchenschere in der Hand. Sein runzliges Gesicht verriet keine Gemütsbewegung.

«Das ist le Blanc, der Konditor», sagte Giroux. «Er hat zwei Söhne durch die Gestapo verloren.»

Der Alte griff nach den blonden Locken der Frau und schnitt eine Strähne nach der anderen ab. Die Menge skandierte: «*Collaboratrice! Putain!*»

Die Frau schrie auf, als die ersten Strähnen wie von der Sense gemäht zu Boden fielen, dann verstummte sie, als habe sie sich in ihr Schicksal ergeben. Ihr Kopf ruckte hin und her, während der Alte schnitt.

Er arbeitete zügig. Jubelrufe ertönten, als die letzte goldblonde Locke zu Boden fiel. Doch damit gab der Alte sich nicht zufrieden; er bearbeitete die restlichen Büschel weiter mit seiner Schere, bis der Schädel nahezu kahl war. Dann spuckte er der Frau mit Nachdruck ins Gesicht, drehte sich um und bahnte sich seinen Weg durch die Menge zurück zu seinem Geschäft. Die Umstehenden streckten die Arme aus und klopften ihm auf den Rücken. Copper betete im Stillen, es möge damit sein Bewenden haben und nicht noch Schlimmeres passieren. «Gebt ihr das Kind zurück», rief sie den Männern zu.

Unter viel Gelächter wurde der Säugling wieder seiner Mutter übergeben, die ihn an sich presste. Dem Kind schien nichts zu fehlen, doch es brüllte vor Schreck wie am Spieß, sein schrumpeliges Gesicht war krebsrot. Die Mutter gab ihm die Brust, und es saugte gierig, immer wieder von Schluchzern geschüttelt. Giroux schob Copper zu der Frau hin. «Los, Sie Johanna von Orléans. Machen Sie Ihr Foto.»

Betäubt trat Copper vor, hielt die Kamera auf Taillenhöhe und stellte das Objektiv ein. Die Frau wirkte wie gelähmt und hatte nichts Hübsches mehr an sich.

«Es tut mir leid», sagte Copper. Die Frau sah sie aus stark geröteten Augen an, ihre Miene verriet nicht, was in ihr vorging. Copper drückte zweimal auf den Auslöser.

Nun, da das Spektakel vorbei war, begann sich die Menge zu zerstreuen. Nur wenige beobachteten weiter die halbnackte Frau, die ihr Kind säugte – eine entehrte Madonna. Die Tür zu ihrem Haus blieb geschlossen, an sämtlichen Fenstern waren die Vorhänge zugezogen. Die Frau würde wie am Pranger auf der Straße bleiben, bis ihre Familie schließlich den Mut aufbrächte, sie wieder hereinzulassen. Ihre Kleider lagen über die Straße verteilt, und der schicke Kinderwagen war zertrümmert.

«Spaziergang beendet», sagte Giroux lakonisch.

Copper hob die zerrissene Bluse der Frau auf, legte sie ihr um die Schultern und versuchte, so gut sie konnte, damit deren Blöße zu bedecken. Amory zog sie wütend weg. «Du hast dich wie der letzte Idiot aufgeführt», zischte er. «Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht?»

«Wie konntest du dastehen und nichts tun?»

«Ich habe nicht nichts getan. Ich war im Dienst. Und du solltest für Fritchley-Bound fotografieren und nicht einem Lynchmob in die Quere kommen.»

«Ich hab ja fotografiert», sagte sie trotzig. «Und wenn er zu verkatert ist, schreibe ich auch noch den Artikel für ihn.»

«Du bist zu unbesonnen, Herrgott noch mal. Denkst nie nach, bevor du etwas tust. Du solltest einfach nur mit uns mitlaufen. Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du dich nicht einmischen darfst?»

«Das war eine abscheuliche Szene.»

«Die Frau kann von Glück sagen, dass sie den kleinen Bastard nicht abgeschlachtet haben», kam es ruhig von Giroux. «Wissen Sie, was die Gestapo mit ihren Gefangenen gemacht hat?»

«Sie hat nichts weiter getan, als sich zu verlieben und ein Kind zu bekommen.»

Er lächelte spöttisch. «Frauenlogik, wie?»

«Man hat mir beigebracht, den Faschismus zu hassen», schoss sie zurück. «Mein Vater und meine Brüder sind von Schurken wie denen da zusammengeschlagen und ins Gefängnis geworfen worden. Ihre sogenannten Partisanen sind um keinen Deut besser als Hitlers Schlägertruppen.»

Giroux musterte sie kritisch. Dann warf er seine Zigarettenkippe weg. «Okay. Jetzt besorgen wir Ihnen Ihr Pariser Kleid.»

«Ich will kein Kleid mehr», sagte Copper, während sie zum Jeep zurückgingen.

«Warum nicht? Weil einer Hure der Kopf kahl geschoren wurde? Sie hätte Schlimmeres verdient.»

Copper lehnte sich zu ihrem Mann. «Ich glaube nicht, dass Giroux auch nur das Geringste mit der Résistance zu tun hat», murmelte sie. «Ich kann ihn nicht ausstehen.»

«Es ist durchaus möglich, Paris zu lieben und die Franzosen zu verabscheuen», sagte Amory gleichmütig.



Sie steuerten das Stadtzentrum an. Mit den noch verbleibenden Bildern von Fritchley-Bounds Kamera hielt Copper ein paar Details fest, die ihr ins Auge stachen: niedergelegte Blumensträuße an Stellen, wo Menschen auf der Straße umgekommen waren; Kaffee trinkende und sich sonnende Menschen vor Restaurants, deren Fenster Einschusslöcher aufwiesen; ein Mann auf einer Leiter, der das deutschsprachige Schild eines Soldatenkinos abmontierte. Allmählich beruhigte sie sich wieder.

Nach zwanzig Minuten hielten sie auf einer vornehmen Straße unweit der Champs-Élysées vor einem schlichten Laden. Copper sah den Namen Lelong, und ihre Stimmung hob sich. Lucien Lelong war der Inbegriff dessen, wonach sie sich gesehnt hatte: Puder, Parfüm und schöne Kleider – Dinge, die raschelten und gut dufteten.

«Sie haben schon von Lelong gehört?», fragte Giroux, dem ihre Miene nicht entging.

«O ja, das habe ich», sagte sie. Fast war sie geneigt, Giroux die widerwärtige Szene mit der Kollaborateurin zu verzeihen. Irgendetwas zu besitzen, das aus dem Haus Lelong stammte, dem Symbol für klassische französische Mode schlechthin,

Retter der Mode selbst, denn er hatte im Alleingang bewirkt, dass Modebewusstsein wieder in Mode kam. Ironischerweise ließ er die extravaganten Entwürfe, die ihn über Nacht berühmt gemacht hatten, bereits wieder hinter sich und wandte sich zurückhaltenderen und moderneren Schnitten zu.

Es scheint leicht nachvollziehbar, wie und warum Dior diesen bemerkenswerten Erfolg erlangte; und doch sind die Gründe schwer zu fassen. Ein Element des Geheimnisvollen wird immer bleiben. In einem Leben, das zum großen Teil von Trauer und Scheitern geprägt war, hatten sich die Wolken für eine Weile gelichtet, und ein goldener Gott hatte lächelnd auf ihn herabgeblickt.

Der Stern seines Glücks war wahrhaftig aufgestiegen. Der bescheidene Mann aus dem Hinterzimmer war verschwunden. Statt seiner stand da nun Christian Dior, der Modeschöpfer: ein Mann, dessen Gesicht ständig in den Zeitungen war, dessen Name mit Ehrfurcht genannt wurde, dessen Wort Gesetz war und dessen Genie für seine Freunde und Neider gleichermaßen überdeutlich geworden war.



Wie viele meiner Romane enthält auch dieser Figuren, die historische Persönlichkeiten waren. Ich habe versucht, aufgrund sorgfältiger Recherche Porträts von ihnen zu zeichnen. Dennoch ist dies ein fiktionales Werk, keine Biographie, und selbst die «realen» Menschen darin sind

ebenso ein Produkt meiner Phantasie wie die frei erfundenen. Die Gedanken, Worte und Taten sämtlicher Figuren in diesem Buch sind Erfindungen des Autors.

Aufmerksamen Lesern wird nicht entgangen sein, dass ich mir bezüglich der historischen Abfolge der Ereignisse einige Freiheiten herausgenommen habe; manche Begebenheiten aus den Jahren 1944–1947 wurden im Zeitablauf des Buches zusammengeschmolzen und verdichtet, um die Handlung übersichtlicher zu machen. Ich bitte echte Historiker um Nachsicht und betone noch einmal, dass dies ein Unterhaltungsroman ist, kein Geschichtsbuch.

Le Théâtre de la Mode wurde am 28. März 1945 eröffnet. Anschließend tourte die Ausstellung durch verschiedene Länder, bis in San Francisco die inzwischen ziemlich ramponierten Puppen aufgegeben wurden. Sie und die Originalkostüme wurden später restauriert und sind nun im Maryhill Museum of Art in Washington State zu sehen.

Christian Bérard starb 1949 im Alter von siebenundvierzig Jahren an den Folgen von Drogen, Alkohol, Überarbeitung und Fettleibigkeit.

Nach ihrem Auftrittsverbot eröffnete Suzy Solidor wieder einen Club, diesmal fernab von Paris in Cagnes-sur-Mer an der Côte d’Azur, wo sie noch viele Jahre auf der Bühne stand. Später im Leben konnte sie ihren Ruf teilweise wiederherstellen, trat im Fernsehen auf und wurde von einer neuen Generation als homosexuelle Ikone gefeiert. Sie starb 1983 im Alter von zweiundachtzig Jahren.

Catherine Dior erhielt viele Auszeichnungen für ihre Tapferkeit, darunter die *Légion d'honneur*. Hervé des Charbonneries wurde in ähnlicher Weise geehrt. Er ließ sich nie von seiner Frau scheiden, lebte und arbeitete aber mit Catherine zusammen, bis er 1989 im Alter von vierundachtzig starb. Sie selbst wurde einundneunzig Jahre alt und starb 2008. Beide liegen zusammen in Callian begraben.

Marcel Boussac erwirtschaftete mit dem Modehaus Dior ein immenses Vermögen. Doch sein geschäftliches Geschick ließ nach, und er begann, Verluste zu machen. Kurz vor seinem Tod im Jahre 1980 wurde er für bankrott erklärt. Maison Dior wechselte den Besitzer.

Carmel Snow wurde 1958 aus der Redaktion von *Harper's Bazaar* hinausgedrängt und ging in den Ruhestand. Ihre Nachfolgerin wurde ihr charismatischer Schützling Diana Vreeland.

Christian Dior konnte seinen phänomenalen Erfolg nur zehn Jahre lang genießen. Bereits Wochen nach seiner Debüt-Modenschau erlitt er erstmals einen Herzinfarkt.

Er konsultierte weiterhin regelmäßig Madame Delahaye, und seine Glücksbringer sind bis zum heutigen Tag Teil des geheimnisvollen Nimbus, der seine Person umgibt. Der schüchterne Mann, der ein exklusives Geschäft in einer ruhigen Seitenstraße wollte, wurde zu einem der Giganten der Modeindustrie. Er genoss seinen Reichtum, kaufte sich eine Mühle in Fontainebleau, dann ein Château in Grasse und restaurierte beide mit großem Aufwand.

Doch Reisen, Arbeit und zu reichliches Essen forderten ihren Tribut. Ein paar Jahre später folgte ein weiterer Herzinfarkt, 1957 dann ein dritter, der tödlich endete. Dior starb zweiundfünfzigjährig am Kartentisch des Grandhotels im mondänen Kurort Montecatini Terme in der Toskana in Gesellschaft eines gutaussehenden jungen Mannes, den er gegenüber Freunden als die Liebe seines Lebens bezeichnet hatte. Es war ein Tod, wie er ihn für sich selbst hätte entwerfen können.

Zu seinem Begräbnis in Paris strömten Scharen zusammen, und sein Sarg wurde mit einem Meer weißer Lilien bedeckt. Sein Nachfolger wurde sein junger Protegé Yves Saint Laurent. Ebenso wie Chanel und Fath gilt Dior als eine der prägendsten Gestalten der modernen Mode.

Lesern, die gern Einblicke in die Persönlichkeit Christian Diors gewinnen möchten, lege ich seine eigenen Bücher ans Herz: *Das kleine Buch der Mode* (1954) und *Dior und ich: Die Autobiographie* (1957).



Mein aufrichtiger Dank gilt den vielen Menschen, die diesen Roman ermöglicht haben, ganz besonders Sammia Hamer; ebenso Emilie Marneur und Sana Chebaro, die mir von Beginn an eine große Inspiration waren, sowie Mike Jones, Gillian Holmes und Gemma Wain, die viel Arbeit in das Manuskript gesteckt haben.